

in der früheren DDR beurteilen. Die Antworten sind so verschieden wie die Befragten. Aus unterschiedlichen Erfahrungen resultierende Rückblicke auf die DDR stehen da ebenso nebeneinander wie Erlebnisberichte aus der Zeit der „Wende“ und Versuche einer Standortbestimmung im eben vereinigten Deutschland. Doch es sind nicht allein je individuelle Antworten, die hier gegeben sind, es sind vor allem persönliche und mitunter ins Private reichende Lebenszeugnisse. Heute erwecken sie indessen zuweilen fast den Eindruck, aus einer längst vergangenen Zeit zu sein. In der Summe wollen und können sie keine „Geschichte der Juden oder der jüdischen Gemeinden in der DDR“ sein und auch keinen Abriß einer solchen Geschichte liefern. Gleichwohl gehören sie zu dem, was man „oral history“ zu nennen pflegt. Zukünftige Historiker werden hier Zeugnisse finden, die ihnen, wenn schon keinen Schlüssel zur Deutung, so doch Interpretationshilfen an die Hand geben. Als einen solchen Beitrag zur „oral history“ will die Autorin ihr Buch auch verstanden wissen. Im Nachwort (199-205), geschrieben nach einer erneuten Reise (1995), kommentiert sie nicht nur die Gespräche, sondern versucht ebenso eine nicht durchweg glückliche Wertung und Einordnung in den Gesamtzusammenhang der Geschichte. Neue, zu Literatur verdichtete Gespräche sind aus dem dritten Besuch nicht hervorgegangen, wohl aber kurze „Nachworte“ zu den einzelnen Gesprächen. Ist der Erkenntniszuwachs aus diesem zeitversetzt erschienenen Buch auch sehr gering, so wird es als „oral history“ indessen sicher seine Bedeutung behalten.

Stefan Schreiner

Gabriele Rosenthal (Hg.), **Der Holocaust im Leben von drei Generationen.** Familien von Überlebenden der Schoa und von Nazi-Tätern. Psychosozial-Verlag, Gießen 1997. 450 Seiten.

Obgleich sich das gesellschaftliche und familiäre Gespräch über die Judenverfolgung enorm dynamisiert hat, ist die innerfamiliäre Kommunikation über den Nationalsozialismus in Israel und Deutschland bis dato ein weithin unerforschtes Terrain geblieben. *Der Holocaust im Leben von drei Generationen* sucht diese Leerstelle zu füllen. Es sind die Resultate eines wissenschaftlichen Projekts der Deutschen Forschungsgemeinschaft zur NS-bezogenen Biographie- und Familienforschung unter Leitung von Gabriele Rosenthal. Anhand von ausgewählten Fallbeispielen werden die Verarbeitung der Lebensgeschichten und der innerfamiliäre Dialog von drei Generationen in Familien von NS-Tätern sowie von jüdischen Emigranten und Überlebenden des Holocaust vergleichend untersucht.

Die Forscher gelangen zu dem Ergebnis, daß in Täter- und Opferfamilien zunächst scheinbar ähnliche psychosoziale Symptome zum Vorschein kommen: besonders starke intergenerative Identifikationen und Bindungen, Anklagen, Selbsthaß und Mechanismen der Erinnerungsabwehr, Schuldgefühle und vornehmlich institutionalisiertes Schweigen über die belastenden „Familiengeheimnisse“. Jenen analogen Symptomen weisen die Autoren allerdings grundlegend divergierende Funktionen und Ursachen zu. Diese bedingen zudem gänzlich verschiedene psychosoziale Dynamiken. Während beispielsweise der Sohn eines vermutlichen NS-Täters sich mit der eigenen potentiellen Täterschaft peinigt, die wahren Täter aber entschuldigt oder gar die wahren Opfer anklagt, kämpft die Tochter einer Schoa-Überlebenden mit ihrer unterdrückten Anklage gegen ihre Mutter, wirft ihr unterschwellig Kollaboration mit den Nazis vor und ringt deshalb mit Schuldgefühlen ganz anderer Art. Überlebende haben nicht selten Schuldgefühle, weil sie überlebt haben; ihre Nachkommen können sich schuldig dafür fühlen, daß sie nicht in der Lage sind, die Vergangenheit und das Leiden ihrer Eltern aufzuheben. Auch eine extreme Angst, ermordet zu werden, findet sich bei Kindern und Enkeln sowohl von Überlebenden als auch von Tätern. Trennungen wiederum rufen bei Opferfamilien nicht selten Todesängste hervor. Gegensätze offenbaren sich nicht zuletzt in den dominanten Inhalten des familialen Dialogs. Treten gerade in den Familien der Überlebenden die Themen der „Stärke“ und des „Widerstandes“ in den Vordergrund, wird in Familien von Tätern die Opferrolle der Familienangehörigen strapaziert. Diese strukturellen Unterschiede zwischen Opfer- und Täterfamilien basieren der Untersuchung zufolge wesentlich auf den Familienvergangenheiten vor 1945. Zudem wurde generell die Beobachtung gemacht, daß je geschlossener oder verdeckter der Dialog in der Familie ist, desto nachhaltiger wirkt sich die Familienvergangenheit auf die Kinder- und Enkelgenerationen aus. Der Aufbau der Studie erschließt sich allerdings kaum. Seine mögliche Systematik wird nicht erklärt. Der Leser fühlt sich in die einzelnen Kapitel unvermittelt ‚hineingeworfen‘. Auch das Ungleichgewicht im Hinblick auf die Auswahl der dargestellten Familien – unter ihnen nur eine einzige westdeutsche bei einer insgesamt klaren Mehrheit derjenigen von Überlebenden und Verfolgten – wird nicht begründet. Darunter leidet die Überzeugungskraft des Vergleichs. Schließlich wird der Anspruch, den „konstitutiven Einfluß“ unterschiedlicher familienbiographischer Verläufe und Verarbeitungen nach 1945 in Interaktion mit der Entwicklung des jeweiligen „öffentlichen Dialogs“ zu begreifen, nicht befriedigend eingelöst. Der spezifische politisch-kulturelle Horizont in Israel, der Bundesrepublik und der ehemaligen DDR wird zum Teil nur grobmaschig

einbezogen. Konkrete politische Veränderungsprozesse und ihre Bedeutung für den familialen Dialog über die Vergangenheit werden kaum erfaßt. Dennoch bietet das Buch fruchtbare Einsichten, die dem künftigen Dialog der Generationen – und seiner wissenschaftlichen Reflexion – dienlich sein können.

Lars Rensmann

Alfons Schulz, *Drei Jahre in der Nachrichtenzentrale des Führerhauptquartiers*. Christiana Verlag, Stein am Rhein 1996. 274 Seiten.

Alfons Schulz war einer von 18 Soldaten, die als Funker, Telefonisten oder Betriebsfernsprecher im Nachrichtenbunker Hitlers beschäftigt waren. Als solcher hatte er einen außergewöhnlich nahen Einblick in die Kriegführung Hitlers. Er konnte aus unmittelbarer Nähe Hitler, Göring, Himmler, Goebbels, Jodl, Keitel und andere beobachten. Schulz war nicht nur kein Mitglied der NSDAP, sondern praktizierender Katholik aus den Reihen der von den Nazis verpönten und bald aufgelösten „Katholischen Jugend“. Seine technischen Fähigkeiten machten ihn bald unentbehrlich. So wurde er überall dort eingesetzt, wo der „Führer“ gerade sein Hauptquartier aufschlug, sei es in der Wolfsschanze in Ostpreußen, auf seinem Berghof, bei Winitza in der Ukraine oder in der „Anlage Wiesenthal“, von der aus Hitler im Dezember 1944 für kurze Zeit die Ardennenoffensive leitete. Nach Kriegsende wurde Schulz interniert. Daß er im „Führerhauptquartier“ gedient hatte, trug ihm jahrelange Verhöre und Nachforschungen ein. Es wäre interessant zu wissen, warum ein Zeitzeuge ersten Ranges wie Schulz erst mit einer Verspätung von fünf Jahrzehnten (1996) sein Buch veröffentlichte. Zwar läßt sich nicht sagen, er hätte grundlegend Neues oder bisher kaum Bekanntes veröffentlicht. Hier und da stößt man jedoch auf bisher unbekannte Details, die in ihrer brutalen Einfachheit so noch nicht beschrieben wurden. Im Kapitel „*Geheime Verbrechen*“ (98) erzählt der Verfasser, wie Mitte Mai 1942 sein Kamerad, Walter Meindresch, totenbleich und sich übergebend vom Nachtdienst zurückkehrte. „*In der fraglichen Nacht hatte er (Meindresch) ein Gespräch zwischen Himmler und Bormann mitgehört. In diesem brachte der Reichsführer eine ‚erfreuliche Nachricht‘ aus Auschwitz für den Führer. Wieder seien dort plangemäß 20 000 Juden liquidiert, – er verbesserte sich – evakuiert worden.*“ Bormann hätte ihn darauf wütend angefahren und scharf darauf hingewiesen, daß solche Meldungen nur schriftlich durch Kuriere, ihm persönlich zur Weiterleitung an den Führer, zugestellt werden dürften. Er verbat sich energisch jegliche weitere Benachrichtigung über dieses Thema auf anderen Wegen. Meindresch